

Meine Damen und Herren,

Den Titel meines Referats *Über die Kunst, miteinander zu reden* habe nicht ich erfunden. Lorenzo de Crescenzo, ein italienischer Schriftsteller, gab anfangs der 80er-Jahre ein Büchlein heraus, das längst vergriffen ist. Es hiess *Oi dialogoi*. Auf Deutsch wurde der Titel übersetzt: *Von der Kunst, miteinander zu reden*.

Wenn ich in den letzten Tagen jemandem davon erzählt habe, dass ich ein Referat zu diesem Thema halten werde, dann waren alle immer sehr interessiert und sagten mir, wie wichtig das sei. So habe ich das noch nie erlebt. Zwei Überlegungen sind mir dabei gekommen:

- 1) Zweifellos ist der Mensch nicht geboren, um ein Einsiedlerleben zu führen. Der Mensch braucht das Du, das Vis-à-vis, um sich überhaupt selber zu erkennen. Er braucht so etwas wie einen Spiegel, in dem er sich entdeckt und sich mit und in sich selber zurechtfinden kann. Das geschieht im Miteinander-reden. Gerade im Miteinander-reden, in diesem Sich-öffnen auf ein Du, erfahren wir aber oft, wie schwierig es ist, ein Gespräch zu führen. Denn immer begegnen wir im Dialog auch dem Risiko, nicht dasjenige Echo zu erhalten, das wir uns im Geheimen wünschen.
- 2) Die Mahnung, miteinander zu reden, hat wahrscheinlich immer, zu jeder Zeit, ihren Platz. Sie ist nie veraltet. Sie findet immer wieder in einer neuen Art ihre Anwendung und ihren Sinn. Und uns allen ist der Umstand bestens bekannt, dass es in der Tat oft eine Kunst ist, miteinander das Gespräch zu finden, den richtigen Ton, die nicht verletzenden Worte.

Zum Miteinander-reden kann man also ganz viel sagen. Mein Referat besteht aus einer Reihe von Beispielen, die ich wie «Blitzlichter aus dem Leben» vorbringen will.

1) Schwieriges Reden-miteinander

Ich beginne mit einer zeitlosen Geschichte.

Wir wissen aus unserem Leben, dass es furchtbar ist, wenn man etwas klären möchte und nicht überwindbare Berge einen von dem Vis-à-vis trennen. Dann ist die Situation einfach zum Verzweifeln, weil man nicht miteinander reden kann: Sicher haben wir das alle schon mal erlebt.

Genauso eine Geschichte über das Miteinander-Reden oder eben über die Qual und das Schicksal, wenn man nicht miteinander reden kann, finden wir auch bei Ovid¹ in seinen Metamorphosen. Die antiken Geschichten sind kompromisslos und unversöhnlich. Sie zeigen uns in aller Schärfe, welches die menschlichen Probleme sind:

Hier nun die Geschichte von der Nymphe Echo und dem schönen Jüngling Narziss. Wir erleben eine Szene, die uns lehrt, wie wichtig der Dialog für unser Leben ist.

Zuerst eine kleine Vorgeschichte zur Nymphe Echo: Die Nymphe Echo war ursprünglich ein recht geschwätziges Wesen. Sie versuchte immer wieder, mit ihrem Geplauder die eifersüchtige Hera von deren Gatten Zeus abzulenken, wann immer sich der oberste Gott den reizenden Nymphen näherte, die sich auf einer wunderschönen Wiese sonnten. Hera bestrafte die Nymphe Echo damit, dass sie fortan nicht mehr reden konnte, sondern nur (eben als Echo) einen Teil von dem wiederholen sollte, was jemand bereits gesagt hatte. (So hat man sich damals das Entstehen des Echos erklärt.)

Die Geschichte selbst: Die Nymphe Echo war eines Tages im Wald und bewegte sich in Richtung eines Weihers, als sie durch das Gebüsch Narziss entdeckte. Sie war entzückt beim Anblick dieses wunderschönen Jünglings, der am Ufer des Weihers sass und sein Bild im spiegelglatten Wasser entdeckt hatte. Und er konnte sich an seiner Schönheit, der Schönheit dieses jungen Menschen, der ihm aus dem Wasser entgegenschaute, nicht sattsehen. Er wusste nicht, dass das, was ihm entgegenschautete, er selbst war. Denn er war sich selber noch nie ansichtig geworden, da seine Eltern ihn davor bewahren wollten. Ein Orakel hatte ihnen vorausgesagt, dass wenn er sich erkennen würde, er des Todes sei. So war für ihn der Anblick seiner selbst, was dieses schöne Spiegelbild war, eine grosse Offenbarung.

Die Nymphe Echo hatte sich im Gebüsch versteckt und betrachtete Narziss eine Weile. Dann aber wollte sie ihm sagen, dass sie ihn verehere, ja ihn gar liebe. Aber wie hätte sie ihm das sagen sollen, wo sie doch nur nachsagen konnte, was jemand schon gesagt hatte? Diese quälende Einsicht führte dazu, dass sie sich bewegte, und es im Busch ein bisschen raschelte. Da rief Narziss: Wer ist da? Und sie rief hilflos zurück: Wer ist da?

Es blieb bei diesem «Wer ist da?»

¹ Ovid, römischer Dichter, 43 v. Chr. – 17 nach Chr.

Sie konnten einander nicht näherkommen. Die Nymphe Echo zog sich verzweifelt zurück in den Wald. Sie ass nicht mehr und trank nicht mehr. Und schliesslich versteckte sie sich in den Felswänden, wo sie für immer geblieben ist bis zum heutigen Tag.

Und Narziss, der sich nicht trennen konnte von diesem holden Jüngling, von seinem Spiegelbild im Wasser? Auch er verzehrte sich vor Sehnsucht. Denn jedes Mal, wenn er sein Vis-à-vis anfassen wollte, kräuselte sich das Wasser, und sein Bild verlor sich. Narziss starb schliesslich vor Verzweiflung. Seine Schwestern weinten an seinem Grab. Und die Blumen, die wegen ihrer Tränen aus dem Grab zu wachsen begannen, nannten sie, in Erinnerung an ihren Bruder, «Narzissen».

Ist das nicht eine wundervolle, menschlich uns sehr nahe, wenn auch sehr traurige Geschichte, mit dieser tragischen Szene von zwei erhofften Gesprächen, die keine Chance hatten? Sie lehrt uns, wie wichtig es für jeden Menschen ist, dass er sich erklären kann, dass er mit einem Vis-à-vis seine Gedanken austauschen kann, dass er sich verstanden fühlen kann – und wenn nicht, dass er die Chance erhält, die richtigen Worte für seine Erklärung zu finden.

2) Der Small Talk

Wenn man sich in einer Gesellschaft befindet und bei einem Apéro, z. B. mit einem Glas Prosecco in der Hand, ganz leger mit anderen Eingeladenen plaudert, nennt man das «small talk». Small Talk, d. h. man plaudert unbekümmert und ohne gross auf Probleme einzugehen, auch wenn man immer wieder sagt: Oh, nein, das kann nicht sein! Ja was? Ist das wirklich so? usw. Das Gespräch soll leicht sein und dient einfach dem Zeitvertreib. Im alten Knigge liest man sogar, dass man beim Small Talk alles, was problematisch ist, nicht erwähnen soll. Man soll nicht über politische Themen, auch nicht über religiöse oder ideologische Fragen sprechen. Solche Diskussionen würden die Menschen entzweien, würden Empörung kreieren und Widerspruch erwecken. Hingegen darf jeder über das Wetter, über seine Ferien, eine Reise sprechen, oder einen, aber nur einen harmlosen, und auch nur gerade einen, Witz erzählen oder ein Lob aussprechen und leider auch kritisieren. Einfach alles sehr leicht und unverbindlich. «Unverbindlich» muss es sein, das ist das entscheidende Kriterium.

3) Partnerschaft

Immer nur Small Talk ist aber nicht geeignet in einer Ehe oder einfach in einer Partnerschaft. Hier gilt es, oft sehr heikle Probleme zu besprechen und zu lösen. Schwierig ist oft das Gespräch in Partnerschaften oder zwischen Familienmitgliedern deshalb, weil man sich nah ist und Emotionen mit im Spiel sind.

Auslöser von Uneinigkeiten sind, wie wir alle wissen, meistens Geldfragen. Wenn die Finanzen knapp sind, streiten sich die Ehepaare über die Verwendung der nicht vorhandenen Batzen. Die Mutter möchte sie für die Kinder oder für ein neues Paar Schuhe verwenden, während der Vater das Geld für einen Ölwechsel benötigt. – Fortwährender Streit über Geld in der Ehe kann zu zermürbenden Verhältnissen führen, unter denen auch die Kinder zu leiden haben. Und wenn sich auch noch ein Hauch von Geiz abzeichnet, ist der Teufel los. Geiz ist nicht geil, wie es heute behauptet wird. Nicht von nichts hat im 17. Jahrhundert Molière in einer grossartigen Komödie, «Der Geizige», diese fürchterliche Situation meisterhaft beschrieben.

Streit über Geldprobleme, auch Uneinigkeiten in Erziehungsfragen: Beides fordert Beziehungen gewaltig heraus. Und guter Rat ist teuer. Wer sich eine Eheberatung leisten kann, tut wahrscheinlich gut daran, sie zu beanspruchen. Wichtig, auf jeden Fall, ist die Einsicht, dass der Aufbau einer Gesprächskultur nützt, die beiden Partnern eine Chance gibt, dem anderen zuzuhören (auch mit Hörapparat!!) und die eigene Meinung zu formulieren.

4) Einfach leger!

Haben Sie schon einmal auf einem Bahnhof gestanden und von irgendeinem Perron her ein lautes Durcheinander junger Stimmen gehört, einer Klasse von Mädchen und Buben, die sich auf eine Schulreise begibt? Alle haben einander ganz aufgeregt noch irgendetwas zu erzählen, etwas zu fragen, zu lachen, sich zu necken, bevor es losgeht. Oder erinnern Sie sich daran, in einem Theater, in einem Konzert oder in der Oper gesessen zu haben und plötzlich, bevor das Licht ausging und der Vorhang hochgezogen wurde, ist Ihnen das angeregte Gemurmel im Saal aufgefallen. Hunderte von Zuschauerinnen und Zuhörern hatten sich noch dringend etwas zu sagen. In stiller Vorfreude wollten sie ihrem Sitznachbar noch irgendetwas verraten oder erzählen. Vielleicht dankten sie einfach dem Begleiter für die Einladung oder offerierten ihm oder ihr noch ein

Bonbon zur Verhinderung eines unangenehmen Hustenanfalls. Kurz, dieses Geräusch von sprechenden Menschen vor Theaterbeginn oder das höchst vitale Stimmengewirr einer Schulklasse auf dem Bahnhof finde ich immer wunderbare Momente. Man redet miteinander! Und es scheint ganz einfach zu sein, irgendwie total unkompliziert, aber aufregend und interessant.

5) Alltag heute

Das tägliche Bild in Tram, Bus, Restaurants zeigt uns heute eine neue Welt. Unser Leben in einer digitalen Zeit mit all ihren Chancen und Verführungen, die uns in Anspruch nehmen. Tatsächlich findet für immer mehr Menschen das Leben in sozialen Medien, in clouds und im Internet statt. Die Generationen unserer Enkelkinder, auch unserer Kinder sind mehr als genug damit beschäftigt, das Handy, den Laptop, den iPad zu konsultieren. Sie finden ihre Freunde bei Facebook oder Instagram, sie twittern (der amerikanische Präsident hat das Twittern bekanntlich weltweit salonfähig gemacht) mit ihren Kolleginnen und Kollegen, und sie erwarten Bilder und Filme auf WhatsApp und chatten auf Snapchat. Es gibt Kinder im Kita-Alter, die Stunden verbringen mit «Gamen» auf dem iPhone; und Pubertierende suchen ihre Lieblingssongs auf Youtube und die Bildchen ihrer Idole im Netz. Wir kaufen online den Fernseher, ein neues Radio, den Mixer oder ein neues iPad, wir reservieren online einen Sitz im Flugzeug und buchen ebenda einen Kino- oder Restaurantbesuch. Wir machen das alles, ohne ein Wort mit jemandem zu reden. Und weil alles, was elektronisch – und eben wortlos – erledigt werden kann, immer billiger wird (ich denke an Kleider, aber auch Bildung, und eben Fliegen usw.), wird die Entwicklung – elektronisch zu bestellen, was immer man will – weiter angetrieben. Sie kennt, aus heutiger Sicht, kein Ende.

6) Indessen

Indessen, glaube ich, haben wir alle die Erfahrung gemacht, dass Behauptungen auf Twitter oder Standpunkte auf Facebook, dass «likes» und «friends» und «followers» die zwischenmenschlichen Probleme nicht lösen können. Um kritische Situationen wieder in den Griff zu bekommen, braucht es auch heute das Gespräch. Deshalb sind das Erlernen und Kultivieren des Gesprächs zuhause, in der Familie, aber auch in der Schule und ebenso im Berufsleben seit der Digitalisierung wichtiger geworden. Erst im Gespräch wird das Reden-miteinander

gelehrt und gelernt. Und ich meine, dass die Eltern, die Grosseltern, die Lehrpersonen, aber auch die Vorgesetzten in der neuen digitalen Zeit in ganz neuer Intensität gefordert sind. Sie müssen wieder Vorbilder sein, damit in neuen Generationen persönliche, gesellschaftliche und auch staatspolitische Werte durch das Gespräch bewahrt und vor allem aufgebaut werden können. Junge Menschen lernen von uns, dass intensives Zuhören, respektvolles Erklären des eigenen Standpunkts, dass Wahrhaftigkeit (keine Fake news!) notwendig sind, aber auch höfliches Aufeinander-eingehen, wenn man friedlich und konstruktiv in einer Gesellschaft leben will. Das haben nun auch die Medien herausgefunden. In einer Zeitung habe ich kürzlich gelesen, dass das Reden mit kleinen Kindern «mehr als nur Blabla» sei. Die Sprache sei der «Schlüssel zur Welt».

7) Jeanne Hersch

Jeanne Hersch hat vor 50 Jahren (1968) zu diesem «Schlüssel zur Welt» einen wundervollen, sehr vielsagenden Satz formuliert. Sie sagte: «*Ohne das Lehrer-Schüler-Verhältnis würde die Menschheit verkümmern.*»² Dieser Satz gilt nicht nur für die jungen Jahre eines Schülers, vielmehr ist er gültig für uns alle bis ins hohe Alter. Denn ein jeder kann immer wieder etwas lernen; ein jeder lebt bis über 90 Jahre jung immer wieder in der Rolle des Lehrers oder des Schülers, indem er jemandem etwas erklärt oder dem anderen aufmerksam zuhört, indem er vielleicht etwas erwidert und dann wieder gut zuhört, während der andere ihm etwas erläutert. Dieses Aufeinander-eingehen, dieses Lernen und Lehren, dieses Miteinander- und Voneinander-lernen, indem man miteinander redet, einander zuhört, ermöglicht es uns, eine Kultur zu entwickeln. Das ist das Grossartige. Wir wissen aus Erfahrung, ohne Gespräch, ohne das Reden-miteinander kann sich kein Vertrauen entwickeln. Unser Zusammenleben, unsere Kultur, das Menschsein überhaupt aber basiert auf Vertrauen.

8) Fake News

Vertrauen! Dieses Stichwort bringt mich zu einem weiteren Gedanken:

Was bedeutet es eigentlich, wenn ein amerikanischer Präsident einfach alles, was ihm nicht gefällt, als Fake News bezeichnet? Wenn ihn jemand auf ein Zitat von ihm aufmerksam macht, das ihm gerade nicht passt, und er dann einfach darauf antwortet mit: Fake News? Übersetzt heisst das: Das ist alles gelogen!

² Vortrag von Jeanne Hersch «Über die Krise der Lehrer», 1969, Radio Basel

Auf jeden Fall ist ein solches Gebaren kein Vorbild für junge Menschen oder Politiker. Es zeigte auch sofort seine Wirkung, als er es die ersten Male öffentlich verwendete. Es gab Zeitungen oder andere Medien und natürlich Menschen, die in der Folge behaupteten, dass alle Politiker lügen, dass das Lügen in der Politik quasi normal sei, und die damalige Sprecherin des Weissen Hauses behauptete sogar, dass Lügen «alternative Fakten» seien. Etwas davon ist leider in der allgemeinen Meinung geblieben. Wo führt das hin?

Wir alle wurden doch erzogen nach dem Motto: «Lügen haben kurze Beine!» Oder dem Sprichwort: «Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht!»

Und eigentlich gilt das auch heute noch. Eine Welt, in der einfach gelogen wird, ohne dass das verpönt ist, oder noch besser gar nicht erlaubt ist, ist eine Welt, in der es unerträglich ist, als Teil einer Gesellschaft zu leben. Es kann kein Vertrauen aufgebaut werden und keine Kultur kann sich entwickeln. Ein friedliches Zusammensein ist schlicht unmöglich, weil man einander nicht vertrauen kann. Bertold Brecht sagt sogar: *«Wer die Wahrheit nicht weiss, der ist bloss ein Dummkopf. Aber wer sie weiss und sie eine Lüge nennt, der ist ein Verbrecher.»* Und im ältesten Gesetz, das wir kennen, in der Bibel, steht im 8. Gebot: *Du sollst nicht lügen!* Und in einem anderen Kapitel steht: *"Legt ... die Lüge ab und redet die Wahrheit, jeder mit seinem Nächsten; denn wir sind als Glieder miteinander verbunden."* (Epheser 4,25). Das ist der Punkt: In einer Gesellschaft muss Vertrauen herrschen können, muss der Einzelne als Glied der Gesellschaft dem anderen beim Austausch von Gedanken vertrauen können.

9) Carl Spitteler

Wir sind hier an der Carl Spitteler-Strasse. Wissen Sie, wer Carl Spitteler war? Ich erzähle es Ihnen.

Carl Spitteler wurde vor genau 100 Jahren der Literatur-Nobelpreis verliehen. Es ist der einzige Schweizer, der je einen Literatur-Nobelpreis erhielt.

Wir feiern dieses Jahr 100 Jahre Literatur-Nobelpreis von Carl Spitteler. Das war also 1919. Carl Spitteler war ausgezeichnet worden für sein fünfbändiges mythologisches Vers-Epos, dem *«Olympischen Frühling»*. Bekannt wurde Carl Spitteler aber vor allem für seine sehr staatspolitische Rede: *«Unser Schweizer Standpunkt»*, die er, fünf Jahre zuvor, 1914, zu Beginn des 1. Weltkrieges vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft in Zürich gehalten hatte. Er richtete sich

an die drei Sprachgruppen in der Schweiz. Er rief auf zum Miteinander-reden. Miteinander-reden sollten vor allem die Deutschschweizer mit den Welschen. In der damals sehr kritischen Zeit zu Beginn des ersten Weltkrieges hatten sich viele Menschen in der Romandie den Franzosen zugewandt. Und noch viel mehr Deutschschweizer waren überzeugte Anhänger der Deutschen und schauten mit feindlichem Blick auf Frankreich. Die Tessiner richteten ihren Blick südwärts. Das Land war gespalten; es drohte zu zerreißen. Die Rede Spittelers war ein Appell für eine innere Einigung, für ein dringend nötiges Zusammenrücken. Dieser Appell war mehr als angebracht in der, auch für die Schweiz, sehr bedrohlichen europäischen Sicherheitslage 1914.

10) Schweizerische demokratische Gesellschaft

Heute leben wir zwar wieder in einer heiklen Zeit, aber, zum Glück wenigstens in unseren Breitengraden, nicht in einem Kriegszustand.

Es mag sein, dass die soweit unbedrohte Situation uns Schweizer Bewohnerinnen und Bewohner zu einer Art verwöhntem Nebeneinander der Landessprachgruppen veranlasst. Wir akzeptieren uns gegenseitig, scheinbar problemlos. Sprachlich weichen wir uns aber eher aus. Als vor ein paar Jahren die Diskussionen im Schulwesen schwelten, ob die Kinder zuerst Französisch oder Englisch in der Primarschule lernen sollten, bewiesen die Mahnungen Spittelers plötzlich eine neu sichtbare Aktualität. Es brauchte ein staatsmännisches Wort eines Bundesrats, das die Kantone schliesslich zur Besinnung brachte. Ja, der unermüdliche Einsatz für mehr Sprachaustausch in unserem Land behält seine Bedeutung (für unsere Demokratie auch im 21. Jahrhundert!).

Die Sprachenfrage in unserem Land ist aber in einer noch anderen Art (als 1914) virulent. Mit der Einwanderung von bei uns Arbeitenden aus unzähligen europäischen und aussereuropäischen Ländern ist die Sprachenvielfalt gewachsen. Das Zusammenleben ist dadurch komplexer geworden, als es anfangs des 20. Jahrhunderts war. Wir haben nicht nur mehr vier Landessprachen. Die Menschen hier sprechen unzählbar viele Sprachen, auch wenn Deutsch und Französisch und Italienisch (und ein bisschen auch Rätoromanisch) die amtlichen Sprachen sind und die Volksschule seit je her, also auch heute, eine grossartige Integrationsinstitution für die 2. Generation ist. Noch nie aber wurden so viele Übersetzende und Kulturvermittelnde gebraucht und engagiert wie heute (in Spitälern, in Schulen für Eltern, im Gesundheitswesen, in Gefängnissen usw.)

Diese Tatsache, dass wir in der heutigen globalisierten Welt mit Menschen vieler Kulturen zusammenleben, empfinden viele Einheimische als nicht so einfach. Für viele Schweizer ist ein Zusammenrücken zwischen Einheimischen und Nicht-Einheimischen nicht selbstverständlich – oder sagen wir undenkbar – sind wir doch eher zurückhaltend und bleiben gerne unter uns. Das führt zu einer Art Teilung der Bevölkerung nicht mehr nur zwischen angestammten Sprachgruppen, sondern zwischen ausländischer (Fremdsprachigen) und einheimischer Bevölkerung. Wir weichen einander aus, suchen sicher – von beiden Seiten – nicht das Gespräch, wir bleiben quasi unter uns; ja, jede Gruppe bleibt sogar quasi unter sich. Das kann, wenn man ein bisschen über die Nasenspitze hinausschaut, keine gute Entwicklung sein.

Wäre es nicht ratsam, wenn wir Einheimischen vermehrt auf die sogenannten «Anderen» zuzugingen? Nicht penetrant uns hervortun, aber wenn die Situation es erlaubt, ein freundliches Wort wechseln? Im Tram oder im Bus jemandem den Vortritt liessen? Mit einem Bitteschön oder Dankeschön? – Ja, wenn wir uns nur schon anlachten bzw. uns freundlich anschauten! Es helfe uns, viele ungeschöne Vorurteile zu bekämpfen. Denn nur in der Begegnung, indem wir ein Wort miteinander austauschen, können Antipathie und Voreingenommenheit abgebaut werden. Der Austausch von Höflichkeiten wäre ein Anfang für ein Reden-miteinander, welcher wiederum der Integration sehr förderlich wäre. Wohlverstanden: ein freundliches Wort kostet auch nichts! Und vor allem würden wir Einheimischen etwas von unserer eigentlich liebenswürdigen Kultur vorleben und weitergeben, und würden für eine nächste heranwachsende Generation von Secondos nicht als eher muff und unnahbar gelten. Und für die «Nicht-Einheimischen» könnte vielleicht ein Gefühl des Dazugehörens wachsen. Staatspolitisch wäre das nicht unbedeutend, denn das dauernde Gefühl des Nicht-Dazugehörens führt zu Frust und Unzufriedenheit! Und Frust und Unzufriedenheit in der Bevölkerung destabilisieren eine Demokratie in gehörigem Mass.

Deshalb, aus staatspolitischen Überlegungen, betrachte ich das Reden-miteinander (zwischen uns und Anderssprachigen), das Knüpfen von Kontakten über die sprachlichen Barrieren hinweg, als sehr wichtig. Das ist zwar nicht einfach. Aber wir wissen, dass sich die Bemühung um die sogenannten «Anderen», die nicht weniger als ein Viertel der gesamten Bevölkerungszahl ausmachen, eigentlich lohnen wird.

Und wenn uns die falsche Idee kommen könnte, dass ja die «Anderen» auf uns zukommen könnten, dann sei hier betont: Der erste Schritt ist von uns Einheimischen gefordert. Denn es ist nun mal so, dass der Stärkere auf den Schwächeren oder der Vertreter der Mehrheit auf den Vertreter der Minderheit zugehen muss, um eine Begegnung, um ein Miteinander zu ermöglichen. Dahinter steckt die Erfahrung, dass so Ressentiments und Unzufriedenheit der Minoritäten überwunden werden können.

So macht es uns auch unsere Verfassung vor, wenn es in Art. 186 der Bundesverfassung heisst: *Der Bundesrat pflegt die Beziehungen des Bundes zu den Kantonen und arbeitet mit ihnen zusammen....*

Nicht die Kantone müssen sich also um den Bund bemühen, sondern der Bundesrat bemüht sich um die Beziehungen zu den Kantonen. Diese Reihenfolge ist ganz wichtig. Das muss nicht immer sein. Aber im Notfall ist es klar, wer den ersten Schritt macht.

Ebenso legt man uns in der Präambel ans Herz, dass sich *die Stärke des Volkes am Wohl der Schwachen misst/messen muss*. In diesem Satz wird darauf hingewiesen, dass der Stärkere immer auch an den Schwächeren denken muss, dass eben die Stärkeren sich um anständige Lebensbedingungen der Schwächeren bemühen müssen. Das heisst, dass wir nicht nur aus Erbarmen, sondern aus unserem Demokratieverständnis das Gespräch suchen, auf den Anderen zugehen sollen, um mit ihm zu reden, ihm ernsthaft zuzuhören. Mit solchem Handeln fällt niemandem ein Stein aus der Krone. Im Gegenteil. Solches Handeln ist ein kluger Beitrag für ein friedliches Zusammenleben und sollte selbstverständlich sein. Dieses Demokratie-Verständnis beschrieb auch Carl Spitteler, wenn er 1914 sagte: *«In der Schweiz sehen wir von niemandem ab. Wäre die Minorität noch zehnmal minder, so würde sie uns dennoch wichtig wägen.»*³

Ich möchte zu diesem Thema zusammenfassen: Eine Demokratie lebt davon, dass das Miteinander-reden gepflegt wird: zwischen den Sprachgruppen, den Religionen und Konfessionen, den Arbeitnehmenden und Arbeitgebenden, den Linken und den Rechten, den Grünen und den Nicht- oder Weniger-Grünen, den Ausländern und den Einheimischen, den Alten und Jungen, der Mehrheit und den Minderheiten. Wenn der Austausch, das Zuhören und Erwidern, das sich Akzeptieren und den Kontakt-suchen nicht mehr stattfinden, funktioniert unsere Demokratie nicht mehr.

³ Carl Spitteler: Unser Schweizer Standpunkt, 1914

Aber das Reden-miteinander kommt nicht von selbst. Es muss immer wieder neu initiiert werden – sei es im Bundesrat, in allen Regierungen unseres Landes, in den Parlamenten, in der UNO, im EU-Parlament und im Europarat, in einer G7 oder G20. Und es beginnt eben – und das ist ganz wichtig! – auf der persönlichen Ebene, also daheim, im Elternhaus, in der Schule, am Arbeitsort, in der Nachbarschaft, in einem Verein, in einem Vorstand usw. Das Gespräch miteinander muss kultiviert werden, muss gelehrt und gelernt werden. Da sind alle von uns angesprochen.

11) Unser Verständnis von Demokratie

In einem demokratisch regierten Land ist die Politik des Miteinander-redens essentiell, d. h.: Man muss sich zuhören, man darf und soll sich erklären, man soll auf den anderen eingehen, man gibt Gegenargumente, hört sich wieder zu und erwidert ein nächstes Mal. So wird ein möglicher Weg für die Lösung eines Problems gesucht. Und der mögliche Weg findet seine Verwirklichung letztlich immer im Kompromiss. Also nicht in der extremen Meinung, die vielleicht am Anfang herrscht, sondern dem Kompromiss, der durch den Meinungs-austausch entstanden ist.

In der schweizerischen Politik entspricht selbstverständlich vieles nicht immer dem Idealbild. Politik ist Alltag, manchmal fehlerhaft und sicher fast immer unvollkommen – menschlich halt. Aber unser demokratisches System ist bewundernswert. Es basiert auf der Idee, dass niemand allein die Wahrheit kennt, niemand vollkommen ist, dass wir aber im Gespräch miteinander zu vielleicht bestmöglichen Lösungen kommen können. Wenn ich vom System rede, dann denke ich z. B. an die Gewaltenteilung, also einerseits an das Parlament, das schon von seinem Namen her zum Miteinander-reden bestimmt ist; dann an die Regierungen (Bundesrat, 26 kantonale Regierungen, an all die 2300 Gemeinden mit ihren Exekutiven). In keinem dieser Gremien regiert eine Person allein. Überall sind es kollegiale Gremien, die im Gespräch miteinander zu den Lösungen kommen, auf die sich das Gremium durch einen Kompromiss einigen kann, und die sie danach für eine weitere Diskussion den Parlamenten übergeben. Und auch in den Gerichten gibt es keine Einzelentscheidungen. Vor dieser Regelung, dem Kollegialprinzip (das unumgänglich von allen immer einen Kompromiss fordert), habe ich auch heute noch eine grosse Achtung, getragen von einem grossen Vertrauen.

Ein ähnliches Verständnis müssen wir auch für die grossen, globalen Probleme und die Suche nach Lösungen in unserer Zeit entwickeln: Die Klimaveränderung, das Migrationsproblem. Da gibt es in unzähligen Ländern hunderte von Pressure-Groups, die sich kompromisslos einsetzen für ein verändertes Verhalten. Sie sind nicht jene, die mit sich reden lassen. Aber sie können bewirken, dass in den internationalen und nationalen Gremien Lösungen im Gespräch gesucht und beschlossen werden. Im Gespräch, so dass die Probleme, die eben sehr komplex sind und die unvermeidlich durch die sicher notwendigen, aber einschneidenden Strukturveränderungen entstehen, verantwortungsvoll nicht vergessen gehen und angegangen werden (ich denke an drohende Arbeitslosigkeit bei strukturellen Veränderungen, ich denke an Ablehnung und Hass in der eigenen Bevölkerung, wenn Menschen mit anderen Kulturen irgendwie Platz gemacht werden muss; ich denke auch an finanzielle Schwierigkeiten usw.). Überall gilt: Solange man miteinander das Gespräch sucht und findet, sieht die Situation nicht so schlimm aus, weil so Lösungen und Verständnis gefunden werden können.

Eine interessante Entwicklung bietet uns auch das *Rahmenabkommen*, das wir mit der EU abschliessen sollten. Nachdem der Bundesrat den 24seitigen Vertrag, der ausgehandelt wurde, erhalten hat (selbstverständlich ist er öffentlich, im Internet), hat er ihn zuerst einmal an die Kantone und an die Wirtschafts-, die Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände weitergeleitet, zur Beratung und Stellungnahme. Dann hat er selber eine erste Diskussion im Gremium geführt und dann die EU gebeten, drei wichtige Punkte (der flankierenden Massnahmen) quasi, diplomatisch gesagt, zu «klären», d. h. dass nochmals darüber geredet werden sollte! Das sind der Lohnschutz, die Beihilfen, das Unionsbürgerrecht. Das Vorgehen war selbstverständlich für die Bevölkerung transparent und einsehbar.

Im Moment herrscht scheinbar Funkstille. Wir müssen uns aber vorstellen, dass die augenblickliche Ruhe keineswegs ein Nichts-Tun bedeutet. Vielmehr werden nun weiter intensiv Gespräche geführt, informell, beim Kaffee oder auf dem Korridor, auch im Gremium selbst, mit den Chefbeamten und anderen Fachleuten aus Verwaltung, Wirtschaft, Arbeitnehmerschaft und den Firmenchefs; die Bundesräte hören sich auch die Meinungen in ihren Familien an; sie reden mit Juristen und Rechtsprofessoren usw. Dabei hört und vernimmt ein jeder Bundesrat andere und neue Meinungen, die den Horizont weiten; und jeder oder jede Bundesrätin formt und formuliert und korrigiert auch immer wie-

der die eigenen Ansichten, fragt nach, hört wieder zu, und so wächst schliesslich ein Entscheid nach eidgenössischer Art. Eine sogenannte «Botschaft an die Eidgenössischen Räte» (an National- und Ständerat) rundet die Meinungsbildung der obersten Behörde ab. In diesem Abstimmungsbüchlein, das eben Botschaft heisst, werden durch den Bundesrat Pro und Kontra erklärt; es werden Nuancen, Auslegungen, Überlegungen, politisch notwendige Kompromisse austariert und verständlich gemacht. Diese Botschaft wird jedermann zugänglich sein.

Ich bin gespannt darauf. Und, das kann ich schon jetzt ganz sicher sagen: Ich habe eine grosse Achtung vor jedweder Entscheidung des Bundesrats in dieser Sache. Dieses Update der Bilateralen, wie Bundesrat Cassis das Rahmenabkommen nennt, ist ein Knackpunkt. Wie immer bei internationalen oder europäischen Entscheiden stehen wir vor einer verquickten Situation, die ich wie folgt kurz zusammenfassen will:

Wir sind geographisch inmitten von Europa. Wir müssen also irgendwie mit unseren Nachbarn darüber reden können, wie wir miteinander umgehen bzw. wie wir miteinander kutschieren wollen in einer Welt, die immer schneller wird. Wir müssen mit unseren Nachbarn darüber reden können, wie unsere Wirtschaft, unsere Wissenschaft, die Forschung, wie die Arbeitnehmenden, die KMU usw. einen möglichst guten Austausch, einen möglichst freien Handel miteinander treiben können. Wichtig ist auch, dass man festlegt, wie sich unsere Unternehmungen wehren können, wenn man nicht einverstanden ist, in welcher Sprache man dann miteinander redet (institutioneller Teil) usw. usw. Dabei werden wir uns einmal mehr bewusst, dass all diese Übereinkünfte, diese Verbindungen und Verknüpfungen, schlecht und recht, auch Abhängigkeit bedeuten. Das können wir nicht kleinreden. Es ist eine Abhängigkeit, die wohl oder übel unumgänglich ist, weil einfach geographisch bedingt: Wir befinden uns auf der Landkarte mitten in Europa! Aber immer wieder träumen wir auch von einer grösstmöglichen Unabhängigkeit und Souveränität!

Wahrlich eine riesige Herausforderung, für den Bundesrat und eventuell auch für uns!

Hier in meinem Vortrag geht es mir darum, dass Sie verstehen und sich immer wieder bewusst sind, welche Anforderungen an die Entscheidungsgremien gestellt werden. Wir sollten uns unser Vertrauen in die Behörden nicht einfach verteufeln lassen. Dieses Vertrauen ist wichtig. Es ist auch umgekehrt sehr

wichtig: Ich meine, dass auch der Bundesrat dem Volk gegenüber Vertrauen haben können muss. Wir wissen es aus unserem Alltag, dass man die «Türen» nie dermassen «zuschliessen» darf, dass man nicht mehr miteinander reden kann. Immer ist das Gespräch, der Dialog, das Reden-Miteinander der Garant für ein einigermaßen friedliches Zusammenleben.

12) Schlusswort

Damit bin ich am Schluss angelangt. Wir haben gesehen, dass das Miteinander-reden ein menschliches Bedürfnis, eine Gabe ist, ein Muss, das gelernt zu werden eine Pflicht ist. Das Miteinander-reden gehört eigentlich zum Menschsein, weil wir keine Einsiedler und kein Robinson Crusoe sind; und oft ist es sogar eine Kunst, die wir lernen müssen. Das Gespräch, der Dialog ist notwendig einerseits auf der persönlichen Ebene, dann aber auch auf der gesellschaftlichen Ebene, und natürlich in politischen Gremien, die Verantwortung übernehmen, wenn sie nach intensiven Gesprächen sich für Kompromisse, d. h. Lösungen entscheiden müssen, bei uns und weltweit.

Zürich, 1. September 2019/Monika Weber